



Isaac Rosa

DAS LEBEN IN ROT

Roman

Aus dem Spanischen
von Ralph Amann

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

Titel der Originalausgabe:

EL VANO AYER

© 2004 by Isaac Rosa

© 2004 by Editorial Seix Barral S. A., Barcelona

Für Marta

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Schutzumschlaggestaltung: Laura J Gerlach

Bildquelle: Getty Images

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-627-00152-0

Gewisse Autoren, Politiker
und Filme erwecken den Eindruck,
sich gegen den Franquismus engagiert zu haben,
sei eigentlich ganz unterhaltsam gewesen.

N. SARTORIUS UND J. ALFAYA
La memoria insumisa (Die widerspenstige Erinnerung)

Das hohle Gestern zeugt ein leeres
Morgen, nichtswürdig und, zum Glück,
nicht unvergänglich.

A. MACHADO
El mañana efímero (Das vergängliche Morgen,
übers. v. Fritz Vogelsang)

Auf den Seiten eines Buchs: zwischen den Seiten eines Buchs, wie getrocknete Blumen beharrlich und in ihrem Innersten abhängig von Ehrentagen oder denkwürdigen Lektüren; auf Seite vierhundertsiebenundzwanzig, dreiundfünfzig, einhundertsechzehn, zweihundertundvier, auf jeder Seite jedes oben im Regal vergessenen Buchs, das auf eine saumselige Befreiung wartet (der Zugriff ist einfach: Öffentliche Bibliothek und ein Drehkreuz am Eingang, Getuschel von Studenten und industrieller Schweiß, Kataloge, die permanent aktualisiert werden, das ökumenische System der Universellen Dezimalklassifikation, gestört durch eine Unachtsamkeit des Personals, die Mogelei derjenigen, die ihre Lieblingsbücher verstellen), Sozialwissenschaften, Geschichte Spaniens, zwanzigstes Jahrhundert: Das Buch kann zufällig gefunden worden sein oder nach monatelangen Forschungen. Einmal herausgegriffen, können wir mit einer minutiösen, systematischen Lektüre beginnen oder dem raschen Überfliegen des Namenregisters vertrauen, aus dem wir die am seltensten erwähnten Namen auswählen und unter ihnen die Unbekanntesten, von denen noch nie jemand etwas gehört hat, die Vergessenen. Schließlich richten wir die Aufmerksamkeit auf einen von ihnen und versuchen unser Glück, so wie man bei einem Kinderbuch die Pappaschen an der Seite zieht, bis sich etwas entfaltet, an einer wenig beachteten Ecke, die unscheinbar wirkt, so winzig oder riesig ist sie: eine verloren gegangene Anekdote, die seit Jahrzehnten auf unsere Aufmerksamkeit lauert und

die bis heute der ausgiebigen Forschung der Historiker nicht wert schien; ein loser Faden, vielleicht nur eine kurze Lunte, die nicht weit führt, ebenso gut aber zu einem besonderen Leben führen kann, einer nicht erzählten Fabel, einem undurchdringlichen Rätsel, das kurz davor ist, mit den letzten Zeitzeugen zu verschwinden, einem Roman, letzten Endes führt es zu einem Roman.

Möglichkeiten gibt es viele, unendlich viele, da jede Lasche neue Figuren entfaltet. Junge Romanautoren, die eine Vorliebe für den Realismus pflegen, nachtragenden Gemüts oder schlicht von phantasievoller Schwerfälligkeit sind, müssen sich also nicht sorgen, immer bleiben Wege, um durch unsere jüngste Vergangenheit zu reisen: Es gibt genug beispielhafte Lebenswege, die am Rande eines historischen Bands untergehen, in einem tödlichen Absatz verkommen, in den Anmerkungen am Fuß der Seite keine Erwähnung finden. Ihrer Chance, eines Tages in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken, droht zusätzlich das denkbare Verschwinden aus den Bücherregalen, die ihnen dieses kleine Tor zur Ewigkeit offenhalten (die Lagerbestände einiger Verleger sind den Gewaltstreichen der Feuchtigkeit und papierfressenden Insekten ausgeliefert). Beispielsweise finden wir mit einem schnellen Blick in das Namenregister bei Hartmut Heine (*La oposición política al franquismo*, Crítica, 1983) einen gewissen Martínez Díaz, der dort nur ein einziges Mal aufgeführt ist (S. 360): „Ein dritter hieß Miguel Ángel Martínez Díaz, Angestellter bei den Wasserwerken

von Madrid, der zur gleichen Zeit verhaftet wurde wie Villagas (letzterer laut alphabetischem Index dreimal erwähnt bei Heine, nützt uns nichts, schon zu bekannt) und wie die anderen Mitglieder der Parteispitze. In den Verhören der Geheimpolizei, der *Dirección General de Seguridad*, war Martínez ihren Methoden nicht gewachsen und machte sich zu einem ihrer Spitzel. Freigelassen, zögerte er nicht, den Kontakt zu den Genossen, die auf freiem Fuße geblieben waren, wieder aufzunehmen, und besetzte, nachdem er mit anderen prominenten Mitgliedern der UGT die Führung der PSOE neu organisiert hatte, einen der wichtigsten Posten in der neuen Parteispitze der Sozialisten. Das heißt, er hatte sich in eine überaus vorteilhafte Position manövriert, um die Herren von der Geheimpolizei an der Puerta del Sol über die Aktivitäten der sozialistischen Bewegung zu informieren.“ Niemand wird abstreiten können, wie verlockend es ist, an dieser Lasche zu ziehen, die es einem halbwegs begabten Schriftsteller erlauben würde, einen Roman über Verrat und Verdächtigungen zu komponieren, in dem die wahre Identität des Denunzianten für die letzten Seiten aufgespart wird, so wie das in Politthrillern sein sollte. Oder jene synoptische Perle bei Tuñón, die sich aus dem Personenverzeichnis sieben lässt (*Historia de España*, Bd. 10, Labor, 1980, S. 371): „Einige Sträflinge wurden in die Irrenanstalt eingeliefert, ein Bergmann starb, nachdem er auf die Polizeiwache von Sama de Langreo gebracht worden war. Mehrere Frauen wurden misshandelt und kahl geschoren, unter ihnen Constantina Pérez, eine bekannte kommunistische Kämpferin.“ Diese kurze Passage klingt bereits sehr vielversprechend für unser Vorhaben. Ein detaillierter Bericht über soziale Kämpfe und das harte Leben in den Minen (mit einer Fülle an authentischer Terminologie, Werkzeugen, Ar-

beitsformen, und die dunklen, schmutzigen Gruben und Schächte bieten sich als Metapher für die Abgründe des Franquismus an): Die Solidarität der Arbeiter (die in der asturischen Umgangssprache der sechziger Jahre ihren Niederschlag findet oder, nicht zu unterschätzen, im umfangreichen und gefühlvollen Liedgut der Bergarbeiter), offene Rechnungen aus dem Spanischen Bürgerkrieg, auch die Biografie von Constantina Pérez ließe sich als roter Faden aufgreifen, die Schikanen in der Nachkriegszeit, Söhne, die am Grubengas elend verreckt sind, der ständige Kampf (Vater und Ehemann hingerichtet, neunzehnhundertsechunddreißig), mit ein paar *flashbacks* auf die Revolution neunzehnhundertvierunddreißig und sogar Ausblicken in die Zukunft, der Veränderung und Schließung der Gruben in den Achtzigern („so viel Kampf für so was“, würde sich einer der Söhne beschweren, wenn er wegen einer Quarzstaublung in den Ruhestand geht, auch er ein dankbarer Erzähler unserer Untertage-Elegie). Bei Tuñón entdecken wir starkes erzählerisches Material (*op. cit.*, S. 179): „General Vigón, der Chef der Luftwaffe, fordert zusammen mit Admiral Canaris von Oberstleutnant Ansaldo, dem spanischen Attaché an der Botschaft von London, er möge als Spion der Deutschen agieren. Ansallos Weigerung war der Ausgangspunkt für dessen späteres Exil“, ein Stoff, der dazu einlädt, einen klassischen Spionageroman zu entwickeln, mit Doppelagenten, dem Flitter des diplomatischen Lebens (Champagner-Empfänge mit Kanapees, Rauchersalon nur für Männer, wo Gerüchte über Pläne zur Landung auf dem Kontinent kursieren, kavaliersmäßige Dolchstöße mit silbernen Brieföffnern, die das ziselierte Herz des Botschafters vivisezieren), die unvermeidliche, im Auftrag stehende Femme fatale, die mit ihren bis zu den Oberarmen

reichenden Handschuhen den wenig zurückhaltenden Kriegsminister verführt, all das in die unfehlbare Form unveröffentlichter Memoiren des Oberstleutnants Ansaldo gegossen, die von einem seiner Neffen in der mexikanischen Seniorenresidenz gefunden wurden, in der unser Exilierter das Zeitliche segnete. Oder diese anregende Bemerkung, die sich mit etwas Glück im Band von Carreras Ares und Ruiz Carnicer findet (*La Universidad española bajo el régimen de Franco [1939–1975]*, Institución Fernando el Católico, 1991, S. 327): „Die Festnahme und spätere Ausweisung von Professor Julio Denis stellte möglicherweise einen weiteren Irrtum des Polizeiapparates dar, der blindwütig in seinem Kampf gegen die Studentenbewegung vorging. Die unglaublichen Anschuldigungen gegen den Universitätsprofessor blieben umgehend unter Verschluss und der Fall eine dunkle Episode, die aus der Tragödie, die viele unterdrückte Studenten und Professoren erlebten, eine Posse machte.“ Bei einer solchen Zügellosigkeit der Handlungsstränge kann man sich nur wundern, dass diese Passage von all den Schriftstellern bislang überlesen wurde, die dieses Standardwerk mit Sicherheit konsultiert haben dürften (unsere zeitgenössischen Autoren sind rigorose Dokumentaristen, die Bibliotheken leiden unter der Jagd, die Dutzende Schreiberlinge zur gleichen Zeit veranstalten, wobei sie sich über die gebotene Zurückhaltung hinwegsetzen, nie zwei Bücher gleichzeitig zu benutzen und eisern ihre Notizhefte füllen – am liebsten die mit Kästchen im Format 15 x 11 –; und deren Fleiß sich in einer Prosa niederschlägt, die reich ist an dekorativen Details, Umgangssprache, Beschreibungen von Gepflogenheiten, wahren Straßennamen, Preisangaben von Produkten und witzigen Anekdotensammlungen), wie ist es möglich, dass noch nie-

mand diesen romanhaften Keim wahrgenommen hat, der es erlauben würde, mit den Studentenunruhen der sechziger Jahre herumzuspielen, mit den Vollversammlungen in der Fakultät, den Verfolgungsjagden der grau-uniformierten Reiter der Policía Armada auf dem frühlingshaften Campus, den radikalsten Gruppierungen (der ewigen Revolution, Befreiung der Dritten Welt, dem Charme der Stadtguerilla), munteren Falangisten, die mit Knüppeln und Ketten Versammlungen sprengten, den kanonischen Marx-Exegesen, den wenig zahlreichen aufrechten Professoren, die sich dem franquistischen Rest gegenübersehen ...

Wir würden letztlich begreifen, dass die Realität, treu wiedergegeben von unseren Historikern, erzählerische Brücken von enormem Potenzial baut, die von unseren Kritikern und Theoretikern gefeiert (*die zunehmende Promiskuität von Literatur und Sachbuch in der neuesten spanischen Prosa, das Auftauchen des Realen in der Verkleidung der Reportage, die Subordination der erzählerischen Einbildungskraft unter die Begriffe einer mehr oder weniger dokumentierbaren Realität* betonen sie in Sommerseminaren und literarischen Beilagen) und vom weisen öffentlichen Leser bevorzugt werden – ebenso wie von den nicht weniger weisen Verlegern. Zudem hat die reine Fiktion mittlerweile ihre Möglichkeiten ausgeschöpft, insofern sie keine weiteren Konzessionen an die Realität macht als ein paar raumzeitliche Koordinaten (wo und wann) sowie einige Figuren und Nebenhandlungen, die ihre Narration im Bereich des Glaubhaften verankern; offenbar ist das Repertoire beschränkt, über das wir verfügen, um jene Periode zu portraituren, die wir als „Franquismus“ kennen, als da wären:

- a) Ein geheimnisvoller Mord, dessen Lösung – nach den notwendigen polizeilichen Ermittlungen – einen Racheakt zutage fördert, der seinen Ursprung im Bürgerkrieg hat (oder in der ländlich-bäuerlicheren Version in Ressentiments, die über Generationen vererbt wurden).
- b) Ein Exilierter kehrt in unser Land zurück und geht in seiner Erinnerung Orte und Personen durch, mit einer gewissen Ernüchterung, wozu vergangene Geschichten eingeflochten werden. In diesem Zusammenhang besteht gleichfalls die Möglichkeit, auf die Dramaturgie der „offenen Rechnung“ zurückzugreifen.
- c) Eine Zelle von Aktivisten bereitet ein Attentat vor: Wir nehmen am Leben im Untergrund teil, mit seinen Risiken und Reizen, den Debatten unter den Mitgliedern, dem notwendigen Verrat, den moralischen Zweifeln und dem desaströsen Ende.
- d) Der Sohn aus gutem Hause geht die Besitztümer seines verstorbenen Vaters durch und erfährt durch die Lektüre eines Briefwechsels oder eines intimen Tagebuchs, wie sehr sein direkter Vorfahre im Bürgerkrieg und in der ersten Nachkriegszeit gelitten hat, von dem inneren Exil, in dem dieser für Jahrzehnte gelebt hat, und sogar von einer unmöglichen, tragischen Liebe oder einem anderen schmerzlichen Geheimnis.
- e) *Les enfants terribles*: Eine Gruppe von Heranwachsenden mit künstlerischen Präentionen und politischen Hirnspinsten langweilt sich in ihrem provinziellen Umfeld. Das bittere Ende ist auch hier vorhersehbar.
- f) Die Verknüpfung von Geschichten: Mehrere Randfiguren fungieren als paradigmatische Beispiele ihrer jeweiligen Gruppen (der Oppositionelle, der Intellektuelle, der

alte Kämpfer der Falange, der Kommissar, der Opportunist etc.) und stoßen in einem dramatischen Schluss aufeinander.

Versuchen wir es mit der Geschichte des Professors Julio Denis, die schon auf den ersten Blick viele vernünftige Voraussetzungen für einen Roman erfüllt (warum wurde er verhaftet und des Landes verwiesen? Wohin wurde er ausgewiesen? Welche Art von Fehler könnte der Polizei unterlaufen sein? Was waren das für *unglaubliche Anschuldigungen*?). Die wichtigen Fragen, die sich stellen, sind freilich andere. Sind wir in der Lage, daraus einen Roman zu entwickeln, ohne weniger nachsichtigen Lesern die Schamröte ins Gesicht zu treiben? Sind wir in der Lage, aus dem Auf und Ab von Julio Denis eine lohnende Darstellung der Franco-Diktatur zu gewinnen (nichts anderes wäre das Ziel des möglichen Romans), sowohl für diejenigen, die sie erlebten (und verdrängen), als auch für diejenigen, die sie nicht erlebten (und ignorieren)? Kann dieses Bild mehr sein als eine Momentaufnahme? Nämlich eine Analyse der Epoche und ihrer Folgen, die über Gemeinplätze hinausgeht, über den üblichen Kitsch, den harmlosen Duktus, eine dekorierte, identitätslose Epik? Wäre es denkbar, letztlich, dass dieser Roman nicht umsonst wäre, sondern notwendig?

Ohne dass der Autor ein Vertreter jenes Realismus wäre, der so viele Texte verdirbt, diesem Rezept (basiert auf realen Begebenheiten), das leichte Unsicherheiten des Autors gegenüber der stets unerbittlichen Prüfung auf Wahrheit der am wenigsten leichtgläubigen Leser durchscheinen lassen mag, diesem Einhüllen von Phantasien in den Mantel der Reportage, was zu häufig damit endet, Realitäten zu verfälschen, die verhunzt werden durch ihre Erhöhung in Literatur. Ohne dass der Autor Opfer dieses Bestrebens wäre, hält er es gleichwohl für notwendig, oder zumindest für ratsam, eine kurze bibliographische Annäherung an die ausgewählte Figur vorzunehmen (jawohl, eine Figur); voller Neugier wollen wir unseren ursprünglichen Fund mit anderen Namenregistern der Zeit vergleichen, allein um uns der historischen Bedeutungslosigkeit des Protagonisten zu versichern, seines vollständigen Versinkens in Vergessenheit, um so dem oben erwähnten Konzept eines Realismus zu entgehen und uns ganz auf die Fiktion konzentrieren zu können; aber auch, um uns auszustatten mit jeder zur Verfügung stehenden Spur von Einsicht, die der bescheidenen Einbildungskraft des Autors hilfreich zur Seite stehen kann – oder um, ganz im Gegenteil, deren phantastische Auswüchse zu mildern. Und so stellten wir fest, dass der erwähnte Julio Denis keinerlei Erwähnung findet in den grundlegenden Werken (weder in der bereits zitierten *Historia* von Tuñón noch bei Tusell, in *La dictadura de Franco*, Alianza, 1988 oder in *La oposición democrática al franquismo*, Planeta,

1977; nicht bei Payne, *El régimen de Franco, 1936–1975*, Alianza, 1987; Fontana, *España bajo el franquismo*, Crítica, 1986 oder Preston, *Spain in crisis. The evolution and decline of the Franco Regime*, Sussex, 1976). Nach mehreren Tagen disziplinierter Arbeit in den Bibliotheken führen unsere Nachforschungen zu einem winzigen Erfolg, da unser Professor von Hermet erwähnt wird, nur erwähnt (*L’Espagne de Franco*, Gallimard, 1971, S. 278): „A conséquence de leur participation aux incidents du campus de Madrid, les professeurs Aranguren, Tierno Galván, García Calvo, Aguilar Navarro, Montero Díaz et Denis ont été sanctionnés et expulsés de l’Université.“ Was uns, auch wenn wir weiterhin nichts mit dem Anspruch gemein haben, einen historischen Bericht zu verfassen, dazu bringt, gleichwohl die Recherche weiter auszudehnen: Tage, in denen der Autor Literaturhinweise verknüpft (einige Tage vergnügt der Autor sich auch, unweigerlich, mit Lektüren, die nichts mit unserem Vorhaben zu tun haben. Eine Bibliothek ist immer auch ein Ort vielstimmiger Verführungen, wiederentdeckter oder neu entdeckter Autoren, lebensfremder Zufälle, weicher Sessel für Poesie, der aktuellen Tagespresse, oder man folgt dem Lockruf mumifizierter Bände von *Espasa*, der köstlichen Lektüre einiger Artikel). Wir beschließen, uns auf diesen abgegrenzten Bereich der Studentenbewegung zu konzentrieren, und ein weiteres Mal erweist sich die Suche als überflüssig (keine Erwähnung in Maravall, *Dictadura y dissentimiento político. Obreros y estudiantes*, Alfaguara, 1978; Nieto, *La tribu universitaria*, Tecnos, 1984; Garrigo, *La rebeldía universitaria*, Guadarrama, 1975; Ruiz Carnicer, *El Sindicato Español Universitario (SEU), 1939–1965*, Siglo XXI de España Editores, 1996), bis ein paar Bezugnahmen unsere Phantasie beflügeln und sogar eine gewisse Euphorie in uns aufkeimt. Erstens, Farga (*Universi-*

dad y Democracia en España: 30 años de lucha estudiantil, Era, 1969, S. 356): „Die Auflösung der sogenannten Freien Vollversammlungen aller Studenten und Professoren, die Entbindung der Professoren von ihren Lehrstühlen und die Ausweisung von Professor Denis sorgten in den darauffolgenden Monaten lediglich für eine trügerische Ruhe an der Universität von Madrid, während die Konfliktsituation sich auf Barcelona und andere Universitätsstädte in Spanien ausweitete.“ Montero seinerseits (*La Universidad en la España de Franco*, CIS, 1981, S.193) steuert einen unweigerlich literarischen Ort bei – Paris: „Am 13. August wurden die Professoren Aranguren, Tierno und García Calvo unwiderruflich aus der Universität ausgeschlossen. Aguilar Navarro und Montero Díaz wurden für zwei Jahre suspendiert. Professor Denis, der festgenommen wurde, obwohl er nicht an der Vollversammlung teilgenommen hatte, wurde dazu genötigt, das Land in Richtung Paris zu verlassen. An der Universität in der französischen Hauptstadt ließ sich auch García Calvo nieder, während Tierno nach Princeton zurückkehrte und Aranguren nach Kalifornien auswanderte.“ Suche beendet, los geht’s mit der Fiktion!

Achtung: Die erzählerische, filmische und mediale Wiederholung gewisser Haltungen, Rollen oder schlicht auch die anekdotische Beschreibung eines bestimmten Phänomens oder einer Epoche sorgt dafür, dass solche Elemente sich unweigerlich in Gemeinplätze verwandeln, in mehr oder weniger glückliche Klischees, die, wenn sie zu Literatur ge-

rinnen, die nicht über eine Landschaftsmalerei oder ein Sit-
tengemälde hinausgeht (und sich seelenruhig innerhalb ge-
wöhnlicher Gattungen bewegt), ein Unbehagen im unruhi-
gen Leser hervorrufen oder den bequemen Leser beruhigen.
Während der Leser sich in letzterem Fall behaglich in den
Schemata einrichtet, die seinen Geist wenig herausfordern,
in denen er Figuren wiedererkennt, die ziemlich stark damit
beschäftigt sind, Stereotypen zu erfüllen, will der unruhige
Leser nichts mit der abertausendsten Variation eines zu-
dem abgedroschenen Themas zu tun haben, das so wirkt,
als sei alles nur eine matte Wiederholung dieser *Commedia
dell'Arte*, in die wir unser letztes Jahrhundert verwandelt ha-
ben, in der die Henker kaum Schrecken auszulösen vermö-
gen. Entweder werden sie zu harmlosen Pulcinellas, die ei-
nem leid tun können, oder, sobald es ins andere Extrem
kippt, zu groben Klötzen, deren Grausamkeit auf einer
harmlosen Konzeption des Bösen beruht (das Böse als ange-
borener Defekt, unabhängig von historischen Entwicklun-
gen oder ökonomischen Interessen), was dazu führt, dass
ein einziger Baum, DER BAUM in Großbuchstaben, dazu in
der Lage ist, uns den Blick dafür zu verstellen, wie wenig sie
uns vom Wald gelassen haben. Das erklärt vielleicht das
Zittern des Autors, der fürchtet, ein winziges Detail seiner
Figuren könne ausreichen, sie schematisch darzustellen,
wodurch einerseits ihr Leiden abgewertet und andererseits
die Schuld für nichtig erklärt würde. Auch seine Protago-
nisten würden sich nun wieder bei den niedlichen Mario-
netten einreihen, die nichts als unterhalten sollen. Dieses
gewisse Zittern nimmt nahezu epileptische Formen an, so-
bald der Autor sich bewusst macht, dass auch er bestimmte
Begriffe benutzen muss, die, im Zusammenhang mit der so-
genannten franquistischen Epoche, durch die Rhetorik und

den Sprachgebrauch in Gemeinplätze verwandelt und da-
mit ihrer Wirkung beraubt wurden. Begriffe wie *Repression*,
Untergrund, *Regime*, *Kommunist*, *Zelle*, *Genosse*. Nicht nur Be-
griffe, nicht nur Konzepte. Auch Ereignisse: Um das Auf
und Ab eines Professors Julio Denis an der Universität von
Madrid der sechziger Jahre zu erzählen, scheint es im Prin-
zip unumgänglich, von Studentenvollversammlungen und
Demonstrationen zu berichten, die von der berüchtigten
berittenen Polizei aufgelöst werden, von feuchten Gefäng-
niszellen, dem Verteilen von Flugblättern, der Hommage an
andalusische Dichter, Protestsongs und Konzerten, Kinos,
Kindern der Sieger des Bürgerkriegs, die mit ihrer Hinter-
lassenschaft konfrontiert werden, und von der sogenannten
Social, den gefürchteten Polizisten, die sich um die innere
Sicherheit und hier vor allem um die politische Opposition
kümmerten. Nun ja, all diese Elemente wurden zu Platti-
tuden in den Händen jener Romanautoren in Seidenhand-
schuhen, der Filmindustrie und natürlich so mancher Fern-
sehserie, die unser historisches Bewusstsein in ungeahnten
Ausmaßen korrumpieren, indem eine ekelerregende Nos-
talgie an die Stelle unserer Erinnerung gesetzt wird. Haben
Sie also bitte Verständnis für die notwendige Behutsamkeit
eines besonnenen Autors.

Frei von der Verantwortung der Historiker, unabhängig
von jeglicher Disziplin oder Faktentreue – die über den
Namen (Julio Denis), ein Datum (Februar 1965) und einen
Ort (Madrid) hinausginge, die ihrerseits durch einen Wink

des Zufalls ausgewählt worden sind, über die unabdingbare Plausibilität der Prosa sowie eine Ethik der Erzählkunst, der sich der Autor verpflichtet fühlt –, liegt nun ein erster Entwurf der Figur in unserer Hand, eine oberflächliche Skizze seiner Koordinaten, die nicht länger aufgeschoben werden sollte, da die kommenden Seiten entscheidend von ihr abhängen. Zuerst einmal sollten wir uns den Professor Julio Denis als Mitglied der universitären Gemeinschaft der sechziger Jahre vorstellen, und als einen solchen müssen wir ihn nun etwas genauer verorten: Seine Position im Verhältnis zu den anderen Dozenten und zur Obrigkeit. Wir könnten aus Julio Denis beispielsweise einen Repräsentanten des franquistischen Professorenkollegiums machen, in dem Sinn, dass er einer wäre, der in gradueller Abstufung seine Unterwürfigkeit gegenüber dem Regime in Kauf genommen hat, öffentlich bekundet oder sogar mit Stolz zur Schau gestellt hat. Häufig geschah dies aus Dankbarkeit für eine Position, die eben nicht auf akademische Verdienste zurückzuführen war. Das wäre eine Option, die den Romanautor moralisch verpflichten würde, mit einem solchen Usurpator eine alte Rechnung zu begleichen und die verheerenden Säuberungen zu beschreiben, die innerhalb des Kollegiums nach dem Bürgerkrieg durchgeführt wurden, in entsprechenden patriotischen Auswahlverfahren, die unserem Julio Denis in diesem Fall zu einer Stelle oder gar einem Lehrstuhl verholfen hätten, von denen er unter normalen Umständen nur hätte träumen dürfen. Wenn wir uns allerdings dafür entscheiden sollten, der Figur eines Julio Denis Ehre zu erweisen und seinen Namen in das immer noch ausstehende Denkmal der Gegner des Franquismus einzuritzen, dann würde der Romanautor seinen eingestandenen Anspruch einlösen können, aus diesem Roman eine Hom-

mage an diejenigen zu machen, die er als zivile Helden unserer Geschichte erachtet: Eine hagiografische und aufgepeppt Beschreibung eines Professors Julio Denis, der bereits zeitlebens zu seiner eigenen Statue wurde, ein geliebter und gehasster Meister, der aus seinen Massenveranstaltungen einen Ort der Freiheit machte, ein bronzenener Kopf, der auf jeder Demonstration und Vollversammlung herausschallte, die sartresche Fruchtkiste als Rednerpult erklimmte, Verfasser von Manifesten, vielfach vorgeladen bei der Polizei, mit Disziplinarverfahren belegt und schließlich auf Grund spektakulärer Anschuldigungen des Landes verwiesen. Ratsamer dagegen scheint es zu sein, sich dafür zu entscheiden, unserem Professor solche Bürden zu ersparen und ihn in der Mitte anzusiedeln, gleichermaßen fern von den Franquisten wie Antifranquistern, in einem gleichmütigen Niemandsland, in dem er versuchen würde, nicht aufzufallen, sich in einer behaglichen Anonymität einzurichten, in einem Elfenbeinturm barocker Lyrik und aseptischer, blütenreiner, zeitloser Forschung, fern von allem, was nicht im strengsten Sinn zum akademischen Leben gehört, sich in seine Studien zu verschließen wie in einen gepolsterten Raum, der ihn gegen die stürmische Außenwelt abschirmt. Ein solcher Kandidat des Mittelwegs musste seinen Kollegen an der Fakultät unheimlich werden; statt Mittelweg wäre seine Position besser noch als äußerer Standpunkt zu bezeichnen, da er sich nicht gleichermaßen von Anhängern wie Gegnern zu distanzieren versuchte, sondern sich schlicht und ergreifend aus allem, was geschah, herausgehalten hat, so als würde er an einer anderen Universität arbeiten, einer, in der es keine Konflikte gab, in der nichts den akademischen Lehrplan weiter störte. Das wäre eine Haltung, die ihn in einer so politisierten Universität

auffällig machen und sein Bemühen um Anonymität hin-fällig machen würde, womit er genau das Gegenteil erreicht haben dürfte: Ein solcher Mann würde von allen argwöh-nisch beäugt werden.

„Darf ich dazu etwas sagen? Ich muss da widersprechen: Solcherlei Behauptungen führen mit großem Tamtam direkt in die Klischeekiste, die Sie, wie zuvor ausgeführt wurde, unbedingt geschlossen halten wollten. Es ist überhaupt nicht plausibel, dass Professor Denis wegen einer solchen Haltung aufgefallen wäre, als hätte sie ihn zu einem seltsamen Wesen gemacht, als hätte ihn die Indifferenz gegen-über jedweder konkreten politischen Position zu einer auffälligen Erscheinung gemacht. Ganz im Gegenteil, an dieser Universität wimmelte es in jenen Jahren von solchen Typen, Exemplaren wie diesem Denis. Die Professoren, die sich trauten, ihre Meinung zu sagen, stellten die Minderheit dar, damit meine ich nicht nur politische Überzeugungen, falls sie die hatten, sondern überhaupt Meinungen, egal ob zu akademischen Belangen oder auch nur in Gehaltsfragen oder zu was auch immer.“

„Genau, die Angst war noch viel größer, vor allem unter den jungen Professoren. Die älteren waren immerhin aus den Säuberungen hervorgegangen.“

„Angst, ja, die gab es, und wie; nicht aber nur die Angst vor dem Gefängnis, vor den Kellergeschossen und der Brutali-tät der Geheimpolizei, davor, dass sie dir die Hoden zer-quetschten, bis du ohnmächtig wurdest, oder dir den Kopf

ins Klo steckten und dir dabei liebevoll den Po versohlten. Mindestens ebenso groß oder größer noch war die Angst davor, dass ein Disziplinarverfahren gegen dich eingeleitet wurde und du deinen Job los warst. Nicht für alle war es so leicht, ihre Ämter niederzulegen, das Land zu verlassen und sich eine schöne Nische in Princeton, an der Sorbonne oder in Mexiko zu suchen. Deswegen hielten sich die meisten ja aus allem heraus, vermieden jeden Anschein, einmal Position zu beziehen oder oppositionelle Haltungen, wie vorsichtig auch immer, zu unterstützen, wenn überhaupt, dann nah-men sie an den harmlosesten Initiativen teil, unterschrieben etwa ein Manifest, das von so vielen unterzeichnet wurde, dass die Verantwortung verschwindend gering war. Diese Art der Feigheit basierte auf dem Bedürfnis nach materiel-ler Sicherheit, einer elementaren Form des Konservatismus. Allein die Vorstellung, ihr bequemes oder zumindest nicht unbequemes oder vielleicht auch nicht allzu unbequemes Leben aufzugeben und den Ungewissheiten der Arbeits-losigkeit, den Rechtsverfahren oder Formen der Ausgren-zung ausgesetzt zu werden, wog mehr für einige als die Angst davor, zusammengeschlagen zu werden oder ins Ge-fängnis zu kommen oder in die Würgschraube, die damals noch zur Anwendung kam.“

„Selbst wenn er keine Ausnahme dargestellt hat, machte sich jemand wie Julio Denis mit einer solchen Haltung viele Feinde, keine Frage. Er fiel auf, ob er wollte oder nicht, zog sich die Abneigung der einen wie der anderen zu, von Fran-quisten und Antifranquisten, schon allein wegen der Eigen-brötelei, die zu seiner Neutralität gehörte. Es war zwar nicht so, als hätte er sich offensiv abgegrenzt, ganz im Gegenteil: Er hatte einen klammheimlichen, ausweichenden Eigen-sinn. Wenn er darauf angesprochen wurde, wovor er sich

denn so fürchte, dass er sich außerstande sehe, den Protest gegen eine Disziplinarmaßnahme, die gegen den einen oder anderen Professor verhängt worden war, zu unterstützen oder seine Seminare auch nur ein klein wenig zu politisieren, so hätte er sich nie gerechtfertigt, seine Weigerung nie begründet, wie es andere gemacht hätten, sondern sich auf seine akademischen Pflichten zurückgezogen. Er pflegte, mal abgesehen von zwei, drei Professoren, keinerlei Kontakte zu seinen Kollegen, und auch diese nur mit übertriebener Förmlichkeit. Überaus pünktlich beendete er seine Arbeit und ging. Mit eiligen Schritten und gesenktem Kopf schlich er über die Flure, schaute dabei womöglich noch einige Papiere durch. In seiner Tasche befand sich eine Thermosflasche Kaffee und eine Brotbüchse, um die Cafeteria und das Professorenzimmer zu meiden.“

„Er war ein häufiges Opfer abschätziger Bemerkungen vonseiten vieler Dozenten, aber seine Verslossenheit war sogar noch irritierender, wenn er sich von den Anhängern des Regimes distanzierte, als wenn er sich von der Opposition fernhielt. Die meisten nämlich von denen, die sich im ungefährlichen Niemandsland aufhielten, haben sich zumindest zu den protokollarischen Formalitäten durchgerungen, zu Festen, Ehrungen, dem Kirchgang oder was auch immer, damit ihre Unauffälligkeit nicht auffiele. Nicht so Denis. Für diejenigen, die franquistischer waren als Franco, war sein Fernbleiben umso bemerkenswerter, in gewisser Weise sogar skandalös. Sie warfen ihm seine Lauheit vor, seine Abwesenheit auf offiziellen Veranstaltungen, seine Kühle gegenüber dem Regime, dem Professor Denis immerhin, wie es schien, zu einem großen Teil seinen Posten zu verdanken hatte. Die Beziehungen zu den ihm zugehörigen Professoren waren zumindest bis vierundsechzig

noch ganz gut. Sogar die zum Rektor, der seine Seriosität schätzte, insbesondere die ausschließliche Konzentration auf die Lehrtätigkeit in diesen unruhigen Zeiten. Denis aber tat mit einer Reihe von Unverfrorenheiten einiges dafür, um sich diesen Respekt zu verschmerzen. Aufsehen erregte in besonderer Form der Jubiläumsfestakt im selben Jahr, 1964, als Franco den fünfundzwanzigjährigen Frieden feiern ließ, wozu an der Universität ein Festakt samt Eucharistie organisiert worden war; die Teilnahme oder Abwesenheit machte klar, wer auf welcher Seite stand. Und Denis nahm an dem Festakt nicht teil, dadurch vervielfachten sich mit einem Mal die Vorwürfe des Abwechlertums gegen ihn.“

„Das erklärt auch, warum niemand einen Finger für ihn krumm gemacht hat, als er von der Universität flog und des Landes verwiesen wurde; keine Seele interessierte sich dafür, genauer zu erfahren, was vorgefallen war, was ihm überhaupt vorgeworfen wurde. Für kurze Zeit gehörte seine Ausweisung zu den erheiternden Anekdoten auf den Fluren, obwohl sie ihm einen zusätzlichen Verdacht eingehandelt hatte: Einige Oppositionelle, die Denis schon immer mit Argwohn beäugt hatten, verbreiteten das Gerücht, dass er in Wirklichkeit ein Spitzel gewesen sei, ein Kollaborateur der Polizei, der nun, nach geleisteter Arbeit, aus der Schusslinie genommen worden sei. Die Anschuldigungen wurden nicht weiter begründet, sie erzielten schlicht und einfach ihre Wirkung wegen des in der Tat undurchsichtigen Charakters, den der Prozessverlauf gegen Denis annahm: Normal wäre es jedenfalls gewesen, wenn sie ein Disziplinarverfahren gegen ihn eröffnet hätten, er vor Gericht gekommen und dann, je nach Schwere der Tat, entweder in das berühmte Provinzgefängnis Carabanchel gekommen wäre oder sie ihm eine andere Strafe verpasst oder ihn ins Exil abgeschot-

ben hätten. So aber ging alles viel zu schnell, in kaum zwei Tagen war die Geschichte über die Bühne, Verhaftung samt Abschiebung ins Ausland. Mit dem Tag, an dem er im Exil landete, blieb er verschollen, Ende, niemand hat je wieder etwas von ihm gehört.“

„Ein spanischer Professor hat erzählt, er habe ihn vermutlich mal Wochen nach seiner Ausbürgerung im Transitbereich auf dem Flughafen von Paris gesehen: Er habe ihn bei seinem Namen gerufen, aber der Typ habe sich umgedreht und sei mit eiligen Schritten davongegangen.“

Ein Fehler der Polizei, eine heimliche Denunziation oder letzten Endes ein enttarnter Kämpfer aus dem Untergrund, darauf scheint es hinauszulaufen. Die drei Möglichkeiten stehen der *affaire* Denis offen. Naheliegend wäre nun ein mysteriöser Unterhaltungsroman – der Autor stellt sich das so und so vor und die Erwartungen vonseiten der Leser dürften auch in diese Richtung gehen –, Ermittlungen würden ergeben, dass in diesem friedliebenden, über Jahre hin auf seine Studien konzentrierten Professor, der sich erfolgreich von dem ganzen politischen Getöse der Außenwelt ferngehalten hatte, in Wirklichkeit ein Revoluzzer schlummerte, die Schlüsselfigur einer kurz bevorstehenden konspirativen Machenschaft. Oder besser noch: Verschanzt hinter seinem akademischen Prestige, seiner allbekannten Neutralität, operierte ein Professor Denis über Jahre als Verbindungsmann einer politischen Organisation – im besten Fall der Kommunistischen Partei. Seine Rolle bestand darin –

auch wenn sich das erst auf den letzten Seiten des Romans zeigen würde –, subversive Botschaften weiterzuleiten, geheime Mitteilungen, die ausschließlich die Adressaten verstehen würden (Datum, Treffpunkt, Namen der Genossen) und die allein der Professor verbreitete – selbstverständlich verschlüsselt in einem Code –, in besonders harmlos wirkenden Zeitungsartikeln (beispielsweise Literaturkritiken oder Theaterrezensionen für so ein Blatt wie *ABC*). Eine noch gewagtere Variante, die es immerhin erlauben würde, humoristische Mittel einzusetzen, bestünde darin, den Professor weiterhin Weisungen in einer verschlüsselten Sprache weiterleiten zu lassen, nicht aber als freier Mitarbeiter einer Zeitung, sondern zwischen den Zeilen eines Groschenromans, den er unter einem Pseudonym verfassen würde – diese herzige Schundliteratur jener Jahre, die in riesigen Auflagen erschien: *Die unmöglichen Jeans von Stefanie*, *Silver Kane*, *Hazañas Bélicas*, *Die aristokratischen Liebeleien der Vicky Doran*; diese Zerstreuung bietende Form der Literatur, die von verschämten Stajanovisten unter einem US-amerikanischen Spitznamen verfasst wurde, um ihre bescheidenen Gehälter aufzubessern, selbst als Rechtsanwälte, Verwaltungsbeamte, mittlere Angestellte oder eben Professoren, so wie unser Julio Denis.

Zu schön. So viel abenteuerlicher Übermut würde letztlich eine Realität abwerten, der prosaischere Spannungsbögen entsprechen. Die Theorie, er sei ein Spitzel gewesen, die auf den vorherigen Seiten angedeutet wurde, scheint so naheliegend, nicht deswegen aber ist sie des Rätsels nicht würdig: Denis, nach Jahrzehnten sturer Zurückgezogenheit, dem Vermeiden von schlichtweg allem, was auch nur den geringsten Anschein des Abwechlertums erwecken würde, und dem ebenso radikalen Ausschlagen aller Vorteile, die